

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

24 (29.1.1921) Die Mußestunde

Aus Welt und Wissen

Die Organisation der Krähen. Im Januarheft der oberdeutschen Monatschrift „Der Schwäbische Bund“ findet sich eine Klauererei Wolf Durians über das Leben und Treiben der Krähen, dem das nachstehende Geschichtchen entnommen ist: „Die Krähen sitzen auf dem Ader und wissen, daß die Organisation über sie wacht. Immer sind Patrouillen unterwegs, die das Gelände abhaken; was ihrem Scharfsmut entgeht, das entdeckt hoch immer noch der Posten vor Gewehr. Einmal hatte ich Gelegenheit, den Posten vor Gewehr zu beobachten und seine Sprache zu hören. An einem Wintertag stapfte ich mit der Wäsche über der Schulter durch den Schnee überfeld und sah in der Ferne — außer Schußweite — eine Anzahl Krähen am Boden sitzen. Eine Bettläng sah ich ihnen zu. Sie waren auf dem weißen Grund deutlich zu erkennen. Mein Weg führte gerade in der Richtung auf die Krähen. Als ich etwa zweihundert Schritte von ihnen entfernt war, hörte ich einen Laut: Kraxaxox — langegezogen. Ich sah nach den Krähen und entdeckte, daß sie alle aufrecht saßen mit geraden Halsen. Sie schienen mit einmal erstarrt. Und dann erbedete ich auf einem Apfelbaum zwischen mir und den Krähen den Posten vor Gewehr. Der Platz war vorzüglich gewählt. Hätte ich nur eine Bewegung nach dem Gewehr gemacht, so wäre die Krähe auf dem Baum aufgeflogen. Aufstiegen des Postens ist das Zeichen zur Flucht. Ich machte keine Bewegung nach dem Gewehr, sondern tat, als überlegte ich etwas und lehrte dann um. Kaum hatte ich ein paar Schritte von der Stelle getan, da hörte ich wieder den Posten vor Gewehr: Kraxax! kraxax! kraxax! — dreimal. Ich blidte über die Schulter zurück und sah, wie die Krähen am Boden auf dieses Zeichen hin aus der Erstarrung erwachten; sie stiegen wieder im Schnee umher und hatten mit den Schnäbeln auf die Erde wie vorhin. Die drei Laute bedeuteten also das Entspannungszeichen. Ich wiederholte den Versuch ein paarmal hintereinander, indem ich auf den Baum zugeing und mich wieder davon entfernte, und jedesmal vernahm ich denselben Warnlaut und darauf die drei Entspannungslaute.“

Was sind die Perlen und wie entstehen sie? Eine schöne altindische Sage erzählt, daß gütige Götter Lautropfen zur Erde herniederfenden, die von den an die Meeresoberfläche emporsteigenden und weit fließenden Muscheln aufgefangen und in ihrem Schoße von den Sonnenstrahlen bestrahlt werden, wodurch sie zu Perlen werden. Und in einer davertischen Dorfkirche befindet sich ein Deckengemälde, das darstellt, wie Engel die von den Brusten der Himmelskönigin herabfallenden Nidtropfen in Muscheln auffangen und sie in Perlen verwandeln. Gegenüber solch sinnigem Mythos nimmt sich die wissenschaftliche Erklärung freilich ungeheuer nüchtern und prosaisch aus. Danach ist die Perlenbildung zurückzuführen auf das Eindringen eines Fremdkörpers, der überwuchert und dadurch unähnlich gemacht wird. Neuere Forschungen haben es, wie Dr. Kurt Floride in seinem Vortrage bei der Brandischen Verlagsabhandlung in Stuttgart erschienenen Büchlein: „Schnecken und Muscheln“ (Preis geb. 5,20, geb. 7,80 M.) sagt, wahrscheinlich gemacht, daß als der zur Perlenbildung Anlaß gebende Fremdkörper ein schwarzbender Wurm die Hauptrolle spielt, und es erscheint deshalb nicht ausgeschlossen, durch Infizierung der Muschelbänke mit solchen Schwarzwürmern die Zahl der Perlen zu steigern. Auch suchte man schon im Altertum das Muscheltier durch Verletzungen zur Perlenbildung zu zwingen, und Rinne entdeckte 1761 ein geeignetes Verfahren, das er als Geheimmittel für 500 Dukaten verkaufte, das aber heute vollständig verfallen ist. Die Chinesen verfahren schon längst so, daß sie Fremdkörper, z. B. auch kleine zinnerne Buddhafiguren, zwischen Mantel und Schale des Tieres einführen. Man benutzt dazu auch kleine, schlechte und fehlerhafte Perlen und kann dann nach einigen Monaten größere und bessere entnehmen.

Umgekehrt wäre es besser! Rudolf Sendig, ein bekannter Hotelier, erzählt in einem kleinen Buche, „Im Hotel“ betitelt, folgendes Geschichtchen von dem Berliner Humoristen Julius Stettenheim: „Als Stettenheim 80 Jahre alt wurde, überlegten sich seine Freunde, womit sie ihm wohl die größte Geburtstagsfreude bereiten könnten. Stettenheim hatte, wie die meisten genialen Menschen, nie einen besonderen Ueberfluß an Geld. So beschloßen seine Freunde, ihm anstatt besonderer Geschenke ein Kapital von 80 000 Mark zu berechnen. Eine Deputation überbrachte am Geburtstagsmorgen diese 80 000 Mark. Stettenheim hielt das Geld an und sagte: „Ich danke euch ja herzlich für dieses wertvolle Geschenk. Aber offen gestanden, umgekehrt wäre mir die Sache lieber: ich wünschte, ich würde erst 80 Jahre alt und ihr brächtet mir 80 000 Mark!“

Schriftsteller: Hermann Winter. Druck und Verlag von Wolf u. Cie., beide in Karlsruhe, Außenstraße 24.

Rätsellede

Bilderrätsel



Viered-Rätsel

Die Wörter: Schwester, Eberesche, Salsleben, Karlsruhe, Barometer, Konfekt, Duntstift, Hansrecht und Charakter sind in ein Viered von 8 x 8 Feldern so untereinander zu stellen, daß die von links oben nach rechts unten laufende Diagonale eine Naturerscheinung ergibt.

Rätsel

Mit d durchlocht es den Ager
Naubgierig — auf der Jagd nach Vente —
Mit t als Tempel des Merkur
Stellt demen Bilden dar sich's heute.

Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 3. Woche

Rätsel: „i“. Richtige Lösungen gingen ein: Weiß, Frau C. Möhrig, Elise Schmid, Hella Daniel, Marie Kirchnmayer, Vina Zimmermann, Franz Mepple, Georg Hammer, alle in Karlsruhe. Amalie Wunderlich-Durlach, Fritz Golderer-Offenburg, S. V. Schillingen, Emmy Dörflinger, Karl Gramlich, Karlsruhe.

Bilderrätsel: Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht (Schiller, Wilhelm Tell).

Richtige Lösungen gingen ein: Weiß, Frau C. Möhrig, Elise Schmid, Franz Mepple, Georg Hammer, alle in Karlsruhe. Fritz Golderer-Offenburg, Emmy Dörflinger, Dr. W. Günther, Karlsruhe. Spokenrätsel: Ge l d b r e i e f. Richtige Lösungen gingen ein: Weiß, Frau Möhrig, Elise Schmid, Hella Daniel, Marie Kirchnmayer, Paul Bederte, Vina Zimmermann, Georg Hammer, alle in Karlsruhe. Julius Eberhardt-Ratheim, Helmut Schenkel-Nachern, Josef Fehrenbacher-Heil a. O., Franz Golderer-Offenburg, S. V. Schillingen, Emmy Dörflinger, Luise Benz, Dr. W. Günther, Karl Gramlich, Karlsruhe, Bischofsberger Jr., Schindelsheim, S. R. Woffhändler, Gengenbach.

Witz und Humor

Humanistisches. In einem Probingannuaarium eines sehr dunklen Winkels Bayerns ließ der Ordinarius der Unterprima mit seinen Schülern Schillers „Die von der Glode“. Der Primus muß vorlesen. Bei der Stelle: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe“, entfiel unter den Schülern ein heimliches Nicken, das den Vorleser hörte. Während herrscht ihn der Herr Professor an: „Lesen Sie weiter, der Inhalt geht Sie gar nichts an.“

Verkaunt. Der Student Hans hat sich den ersten Durchzieher geholt und voll Stolz über dieses Zeichen persönlichen Mutes geht er zu einer verheirateten Schwester in die Ferien. Sein Meise. Hanschen fragt sogleich bei der Ankunft: „Oh! Dank! Du reiserst dich jetzt wohl selbst!“ C. F. G.

Die Unzufriedenheit. Das Wägereichstiftscollegium in Greifswald verbot der Presse, Daudlungen und Entschuldigungen des Gemeindevorsetzter zu kritisieren. Sehr richtig! Denn man schickt doch die Weisesten aufs Rathaus. So sollte man überall verfahren: Reichstag und Landtage verbieten jede Kritik — und die Unzufriedenheit, die sich nicht äußern kann, ist auch nicht da. („Wahrer Jakob“.)

Die Witzfestunde
Zur Unterhaltung und Belehrung

4. Woche Karlsruhe, den 29. Januar 1921

Jeder Tag ist sich genug

Von Cäsar Flaifchen
Jeder Tag ist sich genug . . .
und hat Tiefe und hat Höhe
wie ein ganzes Menschenleben:
Sonne, Wolken, Regentriebe,
Kleinmut, Neue — — und aufs neue
Glauben wieder, Lachen, Wieder,
Glück und Liebe,
Franzosenwunden,
und in buntem Wechsel Stunden:
manche Hoffnung still begrabend,
manchen Wunsch doch auch erfüllend,
dessen du kaum mehr gedacht . . .
Jeder Tag hat seinen Abend
Und ein jeder seine Nacht!

Der Grobe und der Feine

Märchen von Robert Gröbsth
Sie lagen beide auf der Ladentafel des Witzbinders: der grobe und der feine Witz. An dem Lagen, deren Stiele des Groben sah ein kümmerlicher, höflicher Schorf, während aus dem tierischen Stiele des Feinen ein langer, seidiger Haarbusch wuchs.
Aber so dicht die beiden Witzel auch beisammenlagen, so spinnelnd waren sie einander. Der Feine kummerte seine seidigen Haare zu einer Locke über die Ladentafel hin und tat, als sei er zu etwas Besserem geboren als so ein Witzel mit breitem Wortenschoß.
Dieser Hochmut ärgerte den Groben, der sich seiner Stärke rühmte und die Hiesigkeit des andern verhöhnte.
„Du zimverlicher Einfaßwitzel“, rief er oft zu dem Feinen hinüber, „du wirst noch einmal an Größemwahn sterben.“

Wände und Decken dahinstreichen, bis die Wände grün oder blau oder gelb oder weiß ausfahen.

Und eine mächtige Faust zwang auch den Feinen, mit weicher Locke an manchen Stellen der weißen oder blauen oder grünen Wände sanft dahinzupinseln. An den Stellen jedoch, wo der Feine seine anmutige Arbeit verrichtete, entstanden schöne Bilder: Burgen, Wälder, Seen, Schwäne, die auf Weibern schwammen.

Wenn der Grobe abends müde gearbeitet mit dem Kopf in seiner Wasserbüchse steckte und die vom vielen Streichen zerhundenden Borsten streckte, dachte ihn oft die Sehnsucht nach einer schönen Abwechslung. Da geschah es denn manchmal, daß er aus der langweiligen Wasserbüchse herausstach, an den Wänden entlang spazierte und sich an den Weibern und Burgen und Wäldern ergötzte, die der Feine mit bunten Farben gemalt hatte. Am nächsten Tage dann, wenn der Grobe wieder mit Farbe beladen über die Wände dahinglitt, war sein Herz noch voll von all dem Schönen des vergangenen Abends. Und die Farbe fuhr ihm leichter aus den Borsten, wenn er daran dachte, daß auf die geänderten Wände der Feine seine Märchenbilder malen würde, und daß man sich an diesen Märchenbildern nach getaner Arbeit ergötzen dürfte.

Der Feine aber, wenn er auf die geänderten Wände seine Weiber und Wälder zaubern durfte, bestaunte oft die Kraft des Groben, der im Fluge über die Wände dahinjagte und die Flächen schuf, auf denen erst die Märchenbracht des Feinen entleben konnte.

Doch so herrlich die Kunstwerke des Feinen sich anschauen ließen — ehe sie aus seinem Vodenkopf herausgeflossen waren, rumorte in diesem Kopfe mancher böse Kopfschmerz. Manchmal sogar, wenn der Kopf des Feinen über einem halbfertigen Märchenstück alibte, löste sich ein Härgen aus der feinen wallenden Locke und fiel zu Boden.

Von den Arbeitsschmerzen des Feinen wußte der Grobe nicht viel. Er sah ja nur die fertigen Schönheiten. Er stieg abends aus der Wasserbüchse, ergötzte sich an der bunten Märchenpracht, die der Feine geschaffen und sang des Morgens mit schönen Märchenentinnerungen an die schwere Arbeit.

Dabei eilte das Leben des Groben genau so im Fluge dahin, wie es tagsüber im Fluge über die Wände flog. Seine Borsten wurden starrer und starrer, kürzer und kürzer, bis er eines Tages eine Männerstimme tönen hören hörte: „Simweg mit dem alten Stumpbell! Zur Arbeit ist er ja einmal nicht mehr zu gebrauchen.“

Ehe der Grobe noch Zeit fand, über diese Schimpfwörter nachzudenken, kaufte er bereits in weitem Bogen durch die Luft, tat einen Plumps und fiel in Ohnmacht. Als er erwachte, dachte ihn ein neuer Schred: er lag auf einem Trümmerhaufen — inmitten zerfallener Flaschen, zerbeulter Wechbüchsen und unbrauchbarer, halbtoter Gerätschaften.

Da wurde dem Groben sehr weh ums Herz. Er erkannte, daß er längst nicht mehr der Grobe sei, daß sein Stiel schwach, abgetruffen und sein Wortenschoß zu einem elenden, dünnen Stumpfen abgearbeitet war.

Lange lag er so verlassen, grübelte über sein Schicksal, schimpfte ingrinnig auf die undankbare Welt — da hörte er abermals ein „Plumps“. Der Grobe erschrak, drehte sich zur Seite und griff sich an den zerarbeiteten Schopf: dicht neben ihm lag der Feine — mit zerknicktem Stiel und ganz, ganz dümmen Haarlocke!

Lange dauerte es, bis der Feine sich von dem Sturz erhob, umherblickte und den Groben erkannte. Die beiden Hinkel tauchten einen langen, langen Miel, und der Grobe, der auf dem Gerümpelhaufen länger zu Hause war als der Feine, fand die ersten Worte.

„Du hier?“
„Warum nicht? Du bist ja auch hier!“
Die kümmerlichen Vorsten des Groben sträubten sich in Verwunderung. „Du hast doch der Menschheit so schöne Seen, Schöffer und Wälder gemakt! Wehalb hat man dich auf diesen schrecklichen Haufen geworfen?“

„Weil mir dabei die Haare ausgingen.“ Der Feine schüttelte wehmütig seinen fast kahlen Schopf. „Uebrigens du hast doch auch der Menschheit so manche Wand flechtig getinket und klebt hier.“

Der Grobe schwieg lange und kramte in alten Erinnerungen umher, ehe er sagte: „Feiner, du weißt ja nicht, wie sehr ich mich an deinen bunten Märchen ergötzt habel! Ich hätte ja nicht so frisch arbeiten können, wenn mir dein feiner Kopf die bunten Bilder nicht geschenkt hätte.“

„Und mein Kopf hätte die Bilder nicht schaffen können, wenn du mit deinen groben Kräften die Wand nicht so wacker vorgebracht hättest.“

Wieder folgte ein langes Schweigen, dann ein Seufzer und dann erlangten müd' die Worte: „Wir hätten uns vertrauen sollen. Ich brauchte dich und du brauchtest mich! Und mein Schicksal ist auch dein Schicksal.“

Das umherliegende Gerümpel konnte nicht genau hören, ob der Grobe oder der Feine diese letzten Worte gesprochen. Das Gerümpel sah nur, wie der Grobe seinen gerundeten, verkrüppelten Vorstenschopf an den kahlen Schadel des Feinen legte; dann kam die Nacht und die beiden starben. —

Der Kampf um die Macht*)

Was für Verge! Sie tauchen fast zu plötzlich auf, nach dem kurzen Aufstieg vom Tale. Die Brust weitet sich, der Mut und die Schwingen wachsen.

Ueber den Flächen schweift hier das Auge! Man sieht sich so leicht, als könne man fliegen, und die Gedanken schwimmen in der blauen Luft bis weit nach Norden zu den festen Linien der Rondeberge.

Nach alten Seiten dehnt sich die Bergweite — die Täler wie schmale Risse in den Gebirgsflächen. Tief dort unten windet sich der Fluß des Menschenlebens, weit, weit weg von hier oben. Hier atmet man frei, hier bietet sich Ruhe für Auge und Herz.

Doch andere Bilder tauchen auf — aus weiterer Ferne. . . . Aestungen, Schüttengräben — Berge von verkrüppeltem Menschenfleisch.

Nein, nein, dem Furchtbaren da draußen entkommt man nicht, auch hier nicht! Nirgends gibt es Frieden.

In all das, was man sieht, klingt der Jammer von Millionen von Frauen hinein, die alles verloren haben — den Geliebten, den Gatten. . . . Man sieht verzweifelte Mütter nach ihren Söhnen suchen, ergraute gebeugte Väter nach der Hoffnung ihres Stammes.

Ein Alpdrücken des Wahnsinns! . . . und niemand kann es aufhalten — niemand.

Schon erbeben die Grundlagen der Gesellschaft. . . . Die Völker Europas — die „Träger der Kultur“ — fressen einander auf; sie zerstampeln die Kultur, sie legen Europa in Ruinen — wem zum Vorteil?

Es ist wie eine Lawine, die auf ihrem Weg zum Abgrund immer mehr mit sich fortreißt, Wälder, Häuser, Gehöfte. Sie nimmt zu an Furchtbarkeit; alle wissen, daß sie das ganze Tal begraben wird, aber keine Macht kann sie aufhalten, sie muß ihren Lauf vollenden.

Und wofür wird gekämpft, für Macht! Nur für Macht! Wenigstens die, die angefangen haben. . . .

*) Aus dem bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden Werk „Freiheitsleben“ von Fridtjof Nansen, dem berühmten Polarforscher. Das gut ausgestattete Buch (geb. 9 M.) ist ein begeistertes Zeugnis der Liebe zur Heimat, zur Natur, aus der die Quellen unserer Kraft und Gesundheit fließen. Es bringt spannende Erlebnisse in prächtigen, zu Herzen gehenden Schilderungen, in denen Nansen als Meister bekannt ist, und auch humorvolle Bauern- und Jagdgeschichten. Das Leitmotiv Nansens aber ist die Mahnung „Zurück zur Natur, los von der modernen Kulturfrage“.

Könnte es denn anders kommen? Eine Kultur, die die Macht als das hohe Ziel der Völker setzt, kann die Menschheit nicht vorwärtsbringen; sie mußte sie schließlich sterben führen — dem Untergang entgegen.

Für die einzelnen wie für die Staaten galt als Forderung der freie, rücksichtslose Wettkampf nach dem materiellen Erfolg um jeden Preis, nach äußerer Macht, nach Glanz.

Um das Ziel zu erreichen, nahmen die Völker auf nichts anders mehr Rücksicht als auf sich selbst. Ideale, Moral konnte jeder mit heiligem Recht mit Füßen treten, sobald nur sein Volk Vorteil davon hatte. Da konnten feierliche Versprechungen gebrochen werden, da konnte gelogen, betrogen, da konnte gemordet werden mit Lug und Trug. Da wird der Mann zum Verräter, er nicht jedes Mittel anwenden will, um die Gegner seines Volkes zu vernichten. Ja, wenn es notwendig war, schädete es nichts, wenn einer die übrige Menschheit vernichtete, sobald sein eigenes Volk Platz brauchte.

Der Heldentum ist: Wieder mit allen andern, wenn nur wir in die Höhe kommen!

Mit Notwendigkeit mußte das zu dieser Selbstvernichtung führen, sie mußten einander aufressen, sobald die Erde zu klein wurde und jeder Platz besetzt war, als die letzten zur Krippe kamen und meinten, sie hätten dasselbe Recht auf die fetten Wiesen wie die anderen.

Aber alle behaupteten, sie seien in den Kampf hinein gezwungen worden, sie kämpften für die höchsten Ideale. Wie ist es so gekommen.

Es mußte so kommen! Europas Kultur hat versagt; sie war innerlich faul. Wie der kranke Baum im Walde stürzte sie zusammen, sobald der Sturm losbrach.

Kultur? Ja, was ist sie denn, wenn sie nicht das wilde Tier weiffert, wenn sie es nicht fortführt aus der Barbarei? Das ist ja ihr inneres Wesen, ohne das ist sie eine leere Schale.

Aber nun rast das wilde Tier ängstlich, der Feindwolk ist los, häßlich heult es am Eingang zur Unterwelt.

Der größte Sieg ist, sich selbst überwinden. Das gilt nicht nur für den einzelnen, das gilt auch für die Völker, für die Gesamtheit der Menschen.

Wir führen einen steten Kampf, um die Naturkräfte zu meistern, um das Dasein zu sichern. Aber die ohne Frage größten Unglücksfälle, das schlimmste Elend verbanen wir immer noch den Menschen selbst, und noch sind wir nicht dahin gelangt, das hindern zu können. Welch eine furchtbare demütigende Wahrheit!

Das Rattengift

Der reiche Mohammed el Kara war ein frommer Moslem, der nach den Vorschriften des Propheten sich mehrmals am Tage wusch, reichlich den Armen der Stadt von seinem Besitze spendete und keinen Derrisch, keinen Pilger, der nach Mekka zog, unbeschenkt von seiner Schwelle ließ. Nur in einem sündigen Mohammed: Wenn der Scheich in ihm starr wurde — und das geschah täglich vor Sonnenuntergang —, holte er aus dem höchsten Winkel seines Hauses eine Flasche Wein und leerte sie bis auf den letzten Tropfen. Wohl padte ihn am nächsten Morgen graue Haare über seinen Fabel, doch wenn die Sonne sich senkte, griff er von neuem in den dunklen Winkel.

Wenn so Mohammed täglich sein eigenes Seelenheil gesühete, duldete er doch nicht, daß auch seine Diener sich den Weg zur ewigen Freude durch den Genuß berausender Getränke versperrten. Denn der Herr muß am jüngsten Tage Rechenschaft ablegen für die Taten seiner Untergebenen. Darum hatte er lochen den vierten Diener verjagt, der wie die früheren von dem Wein im Winkel getrunken, als el Kara ausgegangen war. Den fünften prüfte er genau, ehe er ihn mietete. „Weißt du, was Wein ist“, fragte er ihn. Mit treuherzigem Blicke verneinte jener. „Nun gut, so will ich dich dinge!“ Folge mir!“ Und sie gingen vom Markte zu el Karas Hause.

In der Frühe des dritten Tages sagte der Herr zum Diener, er wolle auf das Land, um von den Bäckern den Zins zu holen. „Achte auf die beiden gebratenen Tauben und den gebadenen Fisch hier, Omar!“ fuhr er fort. „Ich will sie zum Abend, wenn ich zurückkehre, essen. Und dann rühre nicht an die Flaschen, die dort im Winkel stehen. Sie enthalten ein schreckliches Gift, von dem schon ein Tropfen genügen würde, dich zu töten. Ein fränkischer Effendi hat es mir hier gelassen, als Mittel gegen die Motten. Also hüte dich und Friede sei mit dir!“ Nach solchen Worten, die der Diener mit geknickten Augen und gekreuzten Armen vernahm, ging Mohammed aus seinem Hause.

Raum aber hatte er die Tür hinter sich geschlossen, stürzte Omar sich auf die Taubchen und den Fisch und vertilgte alles mit ungeheurer Schnelle. Dann lief er zu den Weinflaschen, die er schon gestern eifrig gesucht, doch nicht gefunden hatte,

well el Kara mit seiner Woffersseite davor zu sitzen pflegte. Schmunzelnd ergriß der Diener zwei Flaschen, warf sich auf seines Herrn Koffer, leerte erst die eine, dann die andere und drehte sich dann auf die Seite, um bis zur Dämmerung zu schlafen.

Eben sohoch seine Seele, aller irdischen Fesseln ledig, durch den sechsten Himmel empor in den letzten, wo ihrer die herrlichsten Freuden warteten, als heftige Fußstapfen gegen Omars Rücken sie wieder in diese Welt zurückriefen. Entsetzt fuhr der Diener auf dem Koffer herum und sah in seines Herrn gorrrotes Gesicht. „Wer, du Sohn einer Hündin und des Scheichan“, schrie el Kara, „wer hat dir erlaubt, dich auf meinem Koffer zu hocken? Wo sind die Tauben und der Fisch? Und woher kommen diese Flaschen?“

Schönend hob Omar sich empor vom Lager. „Der Schmettert mich, Herr, tritt mir die Seele aus dem Leibe, du Liebhaber des Propheten! Ich bin es nicht wert, dein Diener zu sein. Siehe, da du fortwärt, trat ich vor das Haus, um dir nachzugehen, du Gelegener! Da sprang ein großer Hund durch die Tür, padte das Taubchen und entloß. Ich reichte ihm nach, aber ich konnte ihm den Raub nicht mehr ablagen. Er warig lehnte ich in das Haus zurück. O Herr, was sag ich? Des Nachbars Rache zwängte sich, den Fisch im Mause, durch das Fenster. Da wollte ich nicht länger leben, denn ich wußte, du würdest mich des Diebstahls für schuldig halten und aus deinem Hause jagen. Und ich griff nach dem Rattengift, von dem, wie du sagtest, ein Tropfen genügt, um mich zu töten. Aber nun, o Herr, habe ich schon zwei Flaschen getrunken, und noch immer kann ich nicht sterben!“

Für unsere Frauen

Die Mode und die arbeitende Frau

Von Elisabeth Röhl*)

Ueber Ursprung und Wesen der Mode soll hier nicht viel gesagt werden. Die Erscheinung ist da, daß Kleider, Hüte, Blusen, Röcke, Mäntel, Jacken, Schleifen, Schirme, Mäße, Schuhe und Stiefel von Zeit zu Zeit ihre Formen wechseln; daß das, was vorgefchert als „modern“ galt, heute veraltet, „unmodern“ erscheint.

Gewiß ist die arbeitende Frau, die Angestellte und Beamtin, die Hausfrau des unbemittelten Mannes nicht in der Lage alle Dinge so zu wechseln, wie die in Modebingen ersahene reiche Frau, „die Dame“. Ihr ist es ein Daseinsgewand, über alle obengenannten Dinge sich das Spaghettin zu zerbrechen. Mit Eifer studiert sie die Auslagen der Geschäfte, Modezeitschriften und entsprechende andere „Wissenschaften“. „Sie“ ist eigentlich nur dazu da, äußerlich Mittelpunkt zu sein, der alle Blicke auf sich lenkt. Aber im Grunde genommen lenkt sie die Blicke nicht auf sich, sondern auf das reichgezierete Kleid, den spitzenwebbunnen seidnen Strumpf, den eleganten Schuh usw. Also: Nicht sich schmücken aus ästhetischen, reinen Schönheitsgründen; sich hüben, um möglichst aufzufallen, das ist das Beherrschende! Darum konnte man in den Großstädten auch stets die Wahrnehmung machen, daß an Eleganz und auffallender Kleidung die käuflichen Frauen sich untereinander übertrafen. Ja, sie sind im Grunde genommen in allen Modebingen die Tonangebenden. Und die Damen der Gesellschaft, die reichen Bürgerfrauen und ihre Töchter wetteifern an Glanz, Pracht und Flitter mit jenen.

Die Mode ist international, wie der Kapitalismus international ist. Beide Dinge gehören zusammen. Die betreffenden Industriezweige in allen Ländern arbeiten für Modebinge. Die Kapitalisten aller Länder verdienen rasend große Summen bei der Herstellung der Luxuswaren. Die Mode ist ein Herrschaftsbestand des Kapitalismus. Durch sie ist ein Unruhezustand, ein Kreislauf vorhanden, der stets neue Möglichkeiten schafft und nach neuen Formen Umschau hält.

Die Mode ist eine so selbstverständliche Sache, daß wenige darüber nachdenken, in welchem Maße das Wort richtig ist: „Die Mode ist der größte Tyrann, alle Menschen sind ihr verflucht!“

Bohnt es nun, dagegen anzukämpfen, und sollen wir Frauen uns dazu die Hände reichen? Ich sage: Ja! Denn ich begnüge

*) Aus dem neuen „Vorwärts-Almanach 1921“, dem durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts wie durch vornehme Ausstattung und Illustration — in Kupferdruck — warbildlichen Kalenderbuche. Zu 4 M. in unserer Parteiluchhandlung Karlstraße, Adlerstraße 10, zu haben.

nicht nicht damit, eine im Wesen des Kapitalismus liegende Erscheinung zu erlernen, dann zu sagen, ich will gegen den Sozialismus kämpfen; ich muß zuerst alles Mögliche tun, mich persönlich frei zu machen, mein Los freier zu gestalten! So muß ich auch Stellung zur Mode nehmen. Damit ist man nicht gefagt, daß die Frau sich unheimbar, möglichst veraltet und ohne Schmut anziehen soll. Es muß im Gegenteil viel sorgfältiger geschehen, als es im allgemeinen der Fall ist. Unsere Kleidung soll schön und praktisch nach jeder Einsicht sein in Stoff, Farbe und Verarbeitung; sie soll zum Körper, seiner besonderen Gestaltung (schlank, unterseht oder dick) passen. Jetzt ist „süßfrei bis zum Knie“ die Mode. Eine Frau mit guten Eigenschaften, der oberflächliches Nachhaken nicht liegt, wird sich nicht blamieren; aber viele junge Mädchen gibt es, die gedankenlos, beinahe ohne eigenen Willen, derartigen mimachen. Hier liegen Aufgaben der Mütter, die ihren Töchtern zeigen müssen, daß es das Beste ist, vornehm und geziehen angezogen zu sein.

Das Land der neuen Einfälle, das dichtere Land ist Frankreich. Alle neuen Dinge werden an der Französisch produziert, auf Wirkung bei ihr berechnet. Die französische Frau ist im Durchschnitt zierlicher, graziöser, feiner. Aber die deutsche Frau zieht sich nach französischem Geschmack an, dabei ist sie wiederum im Durchschnitt, stächer, größer, ruhiger in Haltung und Bewegung. Das sollen wir ruhig erkennen. Uns ist, aus Wesensart und Körperbeschaffenheit heraus, eine einfache, klare Linie vorgezeichnet.

Die Frauen sollen sich vom Korsett befreien. Der Mann braucht keins und bekommt auch keine Rückenbeschwerden. Im Laufe der Jahre haben sich die Frauen so an die engende Qual des Panzers gewöhnt, daß sie krank werden, wenn sie das Korsett auslassen. Wer zu alt geworden ist, kann oftmals nicht mehr gegen die Gewöhnung ankämpfen. Aber unsere Töchter sollen das Marterinstrument nicht kennen lernen.

Die Kleidung soll nicht erst den Menschen anziehend und sympathisch machen, die Persönlichkeit, der Mensch soll wirken. Wir Frauen müssen einen Begriff schaffen: Vor allen Dingen den Körper durch natürliche Pflege gesund und elastisch erhalten! Dann nichts Beengendes und Unfreies anziehen, weg mit Korsett, engen Gürteln, engen Halsern und Bändern. In der Kleidung, die einfache zusammenhängende Form wählen, wenig Verzierung, letztere aber schön und mit Hebellegung. In der Wahl der Stoffe zeigt sich die Meisterin des praktischen, Lequenen und schönen Anzuges! Qualität und Farbendehutheit, auch das darf nie außer acht gelassen werden. Wenn wir solche Dinge mit Ernüchterungen ernsthaft sprachen lassen, befreien wir uns selbst von der Sklaverei der Mode.

Die junge Mutter

Sie hat ein Kind geboren,
In höchster Lust in tiefstem Leid,
Und ist nun ganz verloren
In seine stumme Neugierde.
Es blüht zwei kurze Tage,
So daß sie's eben küssen mag,
Und ohne Laut und Klage
Neigt es sein Haupt am dritten Tag.
Und wie es still erblüht,
So trägt sie still den heiligen Schmerz,
Und es' sie's ganz noch sah,
Daß es dahin ist, bricht ihr Herz.
Der mit dem Lilienengel
Sont tritt aus einem finstern Tor,
Er ging, der Todesengel,
Aus ihrem eigenen Schoß hervor.

Friedrich Hebel

Auch der genaiste Mann wurde von einer Mutter geboren, der er oft das Beste, was er besitzt, verdankt. Mit welchem Rechte will man also der Frau die Gleichberechtigung mit dem Manne verjagen? Hebel („Die Frau und der Sozialismus“).

Die Mühlen geben mit, die Frauen sogar gegen den Strom. Finnischer Spruch.

Eine gesunde Frau hat Millionen geborener Freunde — alle dummen Männer. Marie von Eber-Ebenbach.